Westphälische Bauern-Aristokratie. Wie schon vor vielen Jahrhunderten wird Pyrmont in der ersten Hälfte der Kurzeit bis zur Ernte von Landleuten aus dem Ravensbergischen, Mindenschen und Schaumburgischen, die zum Theil noch ihre alte malerische Nationaltracht, jedenfalls aber die den alten Germanen eigene Badelust und Vorliebe für schöne Quellen beibehalten haben, bis zur Durchschnittszahl von 2000 und darüber, besucht. Das Eigenthümliche dieser Leute ist sogar einer Schriftstellerin modernsten Schlages, Fanny Lewald, poetisch genug erschienen, um es zum Gegenstande einer socialen Novelle: „Auf rother Erde", einem wahren Meisterstück falscher Localzeichnung, zu machen. Dieses „Auf rother Erde" ist, so viel wir wissen, in der Literatur das Neueste über Pyrmont; zu wünschen wäre es, daß ein anderer Zweig der Literatur, der der chemischen Analyse, cultivirt würde, da die älteren Werke über Pyrmont dem jetzigen Stande dieser Wissenschaften nicht mehr entsprechen und hauptsächlich aus diesem Grunde über die Natur und die Wirkungen der Pyrmonter Quellen manche irrige Vorstellungen herrschen. †

Nizza.

V.

Der Hafen von Villafranca.

v. H. Nizza, im Mai.*) Der Hafen von Villefranche (Villafranca) und dessen Umgebungen waren stets für die Nizzaer Fremden ein sehr beliebter Ausflugsort; ganz besonders aber in diesem Jahre, wo die Russische Flottille unter dem Befehl ihres Groß-Admirals, des Großfürsten Constantin, mehrere Monate dort vor Anker lag. Wir benutzten noch den 19. April, an welchem Tage Abends die Flotte mit dem Groß-Admiral an Bord nach Toulon unter Segel ging, um den schönen Golf von Villefranche zum letzten Male in diesem schönen Schmucke zu sehen, und wählten dazu den Weg, welchen Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter von Rußland bei Ihren Excursionen dorthin gewöhnlich eingeschlagen hat. —

Wir stehen also auf der Promenade des Anglais vor der Villa Avigdor, deren Lage ich im Allgemeinen in einem meiner früheren Berichte geschildert habe.**) Von den zahlreichen Villen und größeren Wohnhäusern, welche in neuerer und neuester Zeit hier unmittelbar am Strande des Meeres erstanden sind, ist die Villa Avigdor eine der ältesten, und eine hohe Mauer verdeckt, von der Straße aus gesehen, beinahe ganz die Aussicht auf das Haus. Durch das stets offene Eingangsthor übersieht man indeß den ganz und gar umgewandelten, sehr freundlich durch die schönsten Blumenparterres geschmückten Garten mit seinen Cypressen-Alleen und Orangenbäumen, an dessen Nordrande sich die Wohnung Ihrer Majestät befindet. Aus den Fenstern derselben hatte die erlauchte Frau den vollen Anblick der ganzen Bay von Nizza, von deren ungewöhnlicher Tiefe man sich einen Begriff machen kann, wenn man weiß, daß der Großfürst Constantin bis auf kaum 2—300 Schritt vom Lande unter den Augen seiner Mutter ein Seemanöver ausführen ließ.

Dicht bei der Villa Avigdor liegt auf der einen Seite die Villa Lavit, wo der Großfürst Constantin, und auf der anderen Seite die freundliche Villa d'Oreglia, wo der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg während ihrer Anwesenheit wohnten. — Es folgen nun mehrere geschmackvolle größere und kleinere Landhäuser, sämmtlich in den dazu neu angelegten Gärten und gegen die Straße durch Eisengitter abgeschlossen. Das im vorigen Jahre erst vollendete großartige Hôtel Victoria, die Villa Diesbach, Pavillon Pollau und andere machen sich besonders bemerklich.

Da wo der Paglione seine Mündung in's Meer findet, ist ein dreieckförmiger Platz (jardin public) neu angelegt, dessen 2 Seiten von einer Reihe großer, schöner Häuser umschlossen sind, während auf der dritten, am Fluß-Ufer, die Straße nach dem Quai Massena führt, wo mehrere große Hotels und Privathäuser zur Aufnahme von Fremden eingerichtet und sehr beliebt sind. Von dem Place Massena führt „Pont neuf" auf das linke Ufer des Paglione nach dem alten Theile der Stadt. Hier beginnt am Quai die schattige Platanen-Allee, welche, eine Nachbildung der Pariser Boulevards, eine Lieblings-Promenade der eigentlichen Nizzaer ist und bis zum Place Victor reicht. —

Wir wenden uns jedoch, nachdem wir die Brücke überschritten haben, rechts ab, um wieder an den Strand des Meeres zu gelangen, der hier an dem Quai du midi von schönen, hohen Häusern eingefaßt ist, die von den Fremden sehr gesucht sind. Man ist jetzt damit beschäftigt, diese Straße längs der Terrasse, welche, ähnlich wie die in Genua, einen sehr angenehmen erhöhten Spaziergang am Strande bietet, bis zum Fuße des Schloßberges fortzuführen, wo sie dann in die Rue des Ponchettes einmünden wird. Diese Straße ist eigentlich auch nur ein Quai, wie der soeben gedachte. Die Häuser, unter denen ein sehr gesuchtes Hotel, liegen dicht an dem steil abgesprengten Felsabsturze des Schloßberges, dessen äußerste Südspitze, das Rauha Capeo, einen interessanten Aussichtspunkt auf das hoch an den Felsriffen in schäumender Brandung aufbrausende, blaue Meer bildet. —

Auf der Ostseite des Schloßberges liegt der Hafen Limpia, mit herrlichen Quadern sehr schön und zweckmäßig eingefaßt, und auf einer zur Vertheidigung eingerichteten Mole der Leuchtthurm. Wie schon früher erwähnt, ist der Hafen nicht tief genug, um andere Schiffe als Kauffahrer und Dampfboote aufzunehmen, indeß findet man ihn doch gewöhnlich ziemlich belebt. Er würde es noch mehr sein, wenn Nizza wieder das Privilegium als Freihafen erhielte, dessen es sich früher auch erfreute. Auf der anderen — der westlichen — Seite des Hafens, am Fuße des Mont-Boron, liegen mehrere größere und kleinere Landhäuser im Schatten schöner Olivenhaine, unter denen die Villa Claridge und Stuart, mit entzückender Aussicht auf Nizza und das Gestade gegen Antibes, sich auszeichnen. In neuester Zeit werden in jener Gegend bedeutende Anstrengungen gemacht, um dem steinigen Abhange noch mehr Terrain abzugewinnen. Es ist ein Engländer, der hier viele Tausend Pfund dazu verwendet, um mit unbeschreiblicher Mühe aus dem steilen Fels-Abhange duftende Blumen-Parzieen zu erzeugen; leider fehlt es aber an dem Wichtigsten zu solchen Anlagen: an Wasser. Auch hat man das Project, ähnlich wie um den Schloßberg, um den Fuß des Mont-Boron herum eine Straße nach Villefranche zu bauen; doch wird die Ausführung wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Jetzt führt nämlich die Straße von Nizza nach Villefranche über die Einsattelung des Felsrückens, welcher zwischen dem Mont-Gros und dem Mont-Alban liegt und der sich gegen 400 Fuß über den Meeresspiegel erheben mag. Uebrigens ist dieser Weg sehr angenehm, weil man ihn größtentheils im Schatten hoher Olivenbäume zurücklegt und bei seinen vielen Windungen die entzückendsten Blicke auf Nizza und seine Umgebungen hat, während oben, rechts zur Seite das aus dem Mittelalter erhaltene Fort Mont-Alban liegt, dessen militairische Bedeutung heut zu Tage wohl eine sehr geringe ist.

Sobald wir die Höhe des Cols erreicht haben, sehen wir auf der andern Seite den blauen Spiegel des Golfs von Villefranche zu unsern Füßen, und der Weg führt in mehreren Windungen hinab.

Man wird schwer einen von der Natur so begünstigten Hafenort finden. Im Norden und Westen von hohen Felsbergen umschlossen, ist er von diesen Seiten vollkommen geschützt. Im Osten erstreckt sich parallel mit dem Rücken des Mont-Boron eine in viele Buchten gekluftete, ziemlich breite und immer noch 100—200 Fuß hohe, ganz mit Olivenwäldern bedeckte Landzunge, auf deren äußerstem Felsvorsprunge gegen Süden der Leuchtthurm errichtet ist. Es bleibt also nur die gegen Süden offene Einfahrt, welche die Rhede dieses herrlichen Kriegshafens bildet, der bei einem vortrefflichen Ankergrund mehr als hinreichende Tiefe selbst für die colossalsten Linienschiffe darbietet. In der That sehen wir auch das Russische Linienschiff „Wiborg", von dessen Gaffel das blaue Andreaskreuz weht, kaum 200 Schritt von dem Quai des Städtchens vor Anker liegen und dicht daneben die beiden Fregatten „Castor" und „Polkan", sowie die Dampf-Fregatte „Olaff", — während die Sardinische Dampf-Corvette „Governolo" innerhalb der Docks auf der Südseite des im Mittelalter gegründeten Forts eingebracht ist. Wie glücklich würden wir sein, wenn wir an unserer Pommerschen oder Preußischen Küste einen solchen Kriegshafen finden könnten! Hier weiß man solch ein Kleinod nicht zu würdigen, oder vielmehr die leitende Politik des Staats beachtet dasselbe nicht und will lieber von dem Lande große Opfer verlangen, um den Hafen von Spezzia für seine Flotte einzurichten, weil — Spezzia mehr gegen die Mitte Italiens zu liegt und man sich schon im Geiste im Besitz von Parma und Modena sieht! Hier, in Villefranche hätte man nur nöthig, einige Erweiterungen und Vergrößerungen der Docks vorzunehmen, während in Spezzia alles von Grund aus neu aufgebaut werden muß. Dafür will man hier die Quarantaine-Anstalt und ein großes Lazareth etabliren — eine angenehme Nachbarschaft für die in Nizza weilenden Fremden! —

Der Hafen von Villafranca wurde von dem Sohne und Nachfolger des ersten Carl von Anjou, unter dessen Blutbeile der letzte der Hohenstaufen fiel, gegründet und schon im Jahre 1295 zu einem Porto franco erhoben. Als später im Jahre 1388 Nizza mit seinem Gebiete an den Grafen Amadeus von Savoyen überging und seit dieser Zeit im Besitz dieses Hauses blieb, ist der Hafen von Villafranca vielfach von Kriegsflotten heimgesucht worden. Indeß blieben selbst im Jahre 1707 seine Festungswerke erhalten bis auf unsere Zeit; aber der Hafen hat die Bedeutung, welche er gewinnen könnte, gänzlich verloren.

Da die den Golf umschließenden Berge nur in ihrem unteren Theile angebaut und mit Olivenhainen bedeckt sind, dagegen über ⅔ der Abhänge aus unfruchtbarem wüsten Felsboden und Trümmern besteht, so bietet die Umgegend von Villafranca nur nach der Ostseite, wo die oben gedachte bewaldete Landzunge liegt, angenehme und erheiternde Spaziergänge. Man kann zwar auf einem Sumpfpfade am Nordrande der Bay nach jener Gegend gelangen; jedoch ist es bequemer und vielleicht noch belohnender, wenn man über den tiefblauen schönen Meeresarm in einer Barke sich übersetzen läßt, um am jenseitigen Ufer auf einem Flußpfade unter Oliven, Orangen und Citronenbäumen in kurzer Zeit an die entgegengesetzte Seite der Landzunge zu gelangen, wo an einer schönen Bucht der kleine Hafenort St. Michel mit seinen 8 bis 10 Häusern liegt, die den Fischern, welche hier durch den Thunfischfang ihren Erwerb finden, gehören. Ihre Majestät die Kaiserin hatte wenige Tage vor ihrer Abreise hierher eine Excursion gemacht und ihrer Umgebung und mehreren dazu geladenen Personen ein Fest gegeben, wobei denn auch das hier beliebte Fischgericht, oder vielmehr Fischsuppe, nicht gefehlt haben wird.

Von den ehemaligen Befestigungen von St. Michel ist nach der Zerstörung durch den Herzog von Bencliv im Jahre 1706 nur noch ein runder Thurm übrig, von dem aus man eine herrliche Aussicht hat. Auf der äußersten Spitze des Vorgebirges gegen Osten liegt unweit St. Michel eine kleine Kapelle, die dem heiligen Hospice gewidmet ist, nachdem er, durch ein gottesfürchtiges Leben ausgezeichnet, hier ein Kloster gegründet hatte, wovon aber nichts weiter als jene arme Kapelle bis auf unsere Zeiten geblieben ist. — Um das Jahr 891 hatten die Sarazenen diese Halbinsel — Le Fraxinet — zu einem Stationspunkte ihrer Seeräubereien an dieser Küste gemacht und beinahe ein volles Jahrhundert lang behauptet, bis Wilhelm I. Graf von Arles und Provence sie vertrieb und ihre Befestigungen zerstörte.

Auf unserem Rückwege bewundern wir noch die reiche Vegetation und die Fülle von Blumen und Blüthen in diesem Theile der Landzunge. Hier findet man im Monat März und Anfang April den Boden mit Veilchen wie mit einem blauen Tuch bedeckt, und Villafranca liefert für die Parfum-Fabriken von Nizza eine solche Masse derselben, daß ein Gärtner von einem mir bekannten Hause über 3000 Francs in einem Monat bloß für Veilchen — gewöhnlich doppelte — erhielt. An einer Einbuchtung liegen die wenigen Häuser, welche unter dem Namen Beaulieu einen beliebten Excursions-Punkt bilden und bei welchem auch der größte Olivenbaum, dessen Hauptstamm 36 Fuß im Umfange hat, bewundert wird; man glaubt, daß er mindestens 6 bis 7 Jahrhundert alt sein müsse.

*) Vgl. die Beilage zu Nr. 105.

**) Vgl. die Beilage zu Nr. 3.

Licht und Schatten in eines Malers Leben.

Novelle von einer Ungenannten.*)

(Fortsetzung.)

Der Freundeskreis wechselte um Georg; die Künstler gingen und kamen, und in neuester Zeit hatte sich besonders ein älterer Maler an Georg gehängt, dessen Erscheinung Luisen stets unangenehm berührte. Georg dagegen mochte ihn wohl leiden, fand seinen Rath in vielen Dingen vortheilhaft, und der Alte ward ihm unentbehrlich; bald rieth er ihm, Dieses oder Jenes zu copiren, was dann gewöhnlich Beifall und Käufer fand, und so band ihn eine gewisse Dankbarkeit an ihn. Zuweilen verletzten ihn des neuen Freundes Scherze; unpassende Aufforderungen und kleine Verlockungen aus dem stillen Heimleben zu den Belustigungen und Festen der unverheiratheten Maler berührten ihn unangenehm. Aber dennoch siegte häufig der neue Freund, Georg ging weit öfter Abends aus, als sonst, fand mehr und mehr Zug zu solcher Gesellschaft, neckte Luise, welche jenen gar oft den Mephisto nannte und Gretchens Worte aus dem Faust anführte.

„Aber dieser Mensch", sagte dann lachend Georg, „ist mir unumgänglich nöthig; seinem Rath danke ich, daß meine Befürchtungen noch nicht eingetroffen sind."

Luise sah freilich ein, es sei für Georg gut, wenn er sich viel im Künstlerverkehr bewegte; Urtheile und Gespräche erweiterten sein Urtheil, seine Arbeiten gewannen mehr Leben, seine Erscheinung trug nicht mehr den Stempel des Zweifels an sich selbst, sondern bezeugte das Bewußtsein seiner Kraft und seiner Fähigkeit. Und doch, wie drückend wären die vielen einsamen Stunden für Luisen geworden, hätte sie nicht Hoffmanns gehabt, die treuen Freunde, wo ihr so heimisch ward, so Deutsch-gemüthlich, wo die kleine Frau unter den Kindern oft lustig wie ein Kind spielen konnte.

Gerade zu rechter Zeit, als der Aufenthalt in Rom den Reiz der Neuheit verlor, die Phantasie sich an die großartigen Eindrücke gewöhnt hatte, das tägliche Leben in seiner fremden Weise heimathlich wurde, sie selbst keine neue Erscheinung mehr waren, da schlangen sich neue Liebesbande um das junge Paar; ein Kindchen war als freudebringende Gabe ihnen geschenkt und nahm fortan Luisens Pflege und Georgs Sorge in Anspruch. Nun waren beide nicht mehr Fremde in Rom, denn die fremde Stadt war ihres Kindes Heimath, seine Augen hatten hier zuerst die Sonne gesehen und sich staunend gegen den tiefblauen Himmel geöffnet. Wunderbar! wenn sie einst wieder heimkehren in die nordische Heimath, dann wird das Kind des Südens verlangend hindenken nach dem glänzenden Sonnenlicht, nach Roms geweihtem Boden. Fast kein schöneres Fest giebt es für ein Ehepaar, als die Taufe ihres ersten Kindes; es war auch für Georg und seine Frau ein Tag unbeschreiblicher Wonne. Fehlte ihm auch das rechte Verständniß der heiligen Handlung, so hatte er doch das Bedürfniß, in seinem neuen Glück eine Vorsehung anzuerkennen, welcher das Kind übergeben wurde; er fühlte die Nothwendigkeit eines stärkeren Schutzes, als des seinigen, wie es ihm damals bei der ersten Trennung von Luisen nahe getreten war. Luise dagegen verstand, mit ihrem kindlichen Glauben die Heiligkeit jenes Augenblickes, wo sie sich gleichsam des Eigenthumsrechtes an das Kind wieder entäußerte und es dem Herrn wieder gab, in dessen Gemeinschaft, als eine erlöstete Seele dasselbe durch dieses Sacrament aufgenommen ward; sie verstand ihre Bestimmung, daß sie eben dem Kinde lehren sollte, es sei weder den Eltern, noch sich selbst, sondern Gott geweiht.

Der Ausdruck dieser Empfindung sprach aus ihren Zügen, als die Handlung, zu welcher die nächsten Freunde als Zeugen und Gäste geladen waren, in dem festlich geschmückten Zimmer vor sich ging. Von Roms prächtigen Kirchen stand keine bereit, keine Glocke tönte von den Vielen, die da fortwährend zur Andacht rufen; das Kind ward ja jener Kirchengemeinschaft zugetheilt, welche äußerlich im ärmlichen Kleide, gar oft verachtet oder verfolgt, dennoch den Schatz der ewigen Wahrheit mit sich trägt, das unverfälschte Zeugniß von der Rechtfertigung durch den Glauben an den gekreuzigten Heiland ohne andere Vermittelung giebt, und wie sie da reiche Segnungen und Gnadenmittel in geringem Gewande spendet, dem Bilde gleicht, welches die Schrift der Kirche Gottes hier auf Erden beilegt. Das Kind ward getauft im Namen des dreieinigen Gottes, und wenn auch auf Erden getrennt, so war es doch eins mit den gläubigen Gliedern jener Kirche, welche sich die allein seligmachende nennt.

Nach geschehener Taufhandlung küßte Georg zärtlich seine Frau; fast unwillkürlich fühlten die Gäste, wie innig und warm er sie in diesem Augenblicke liebte. Frau Hoffmann flüsterte leise ihrem Manne zu: „Er liebt sie doch recht von Herzen", und blickte mit gerührtem Blick zu ihnen hin, denn die Seele der armen Frau bewegte die Erinnerung an ihr gestorbenes Kind. Diese leisen Worte hatte ein Fremder gehört, welcher durch die nahe Verbindung mit Hoffmann's an diesem Familienfest theilnahm. „Ich sollte denken, in Ihren Worten läge ein leiser Zweifel, welchen der Augenschein allerdings niederschlägt; es sollte mir leid thun", meinte er, „wenn meine vorgefaßte gute Meinung von den jungen Leuten sich nicht bestätigte, denn der junge Mann hat mich ganz gefesselt, und ich hoffte schon in ihm einen Begleiter bei Besichtigung der hiesigen Kunstschätze gefunden zu haben, wie ich ihn mir gewünscht habe, lebendig, angeregt, zugleich von höherer, allgemeiner Bildung, die, wie Sie selbst gestehen müssen, so oft den besten Künstlern fehlt.

„O, ich wollte damit nichts gegen unseren jungen Freund sagen", erwiederte ihm Frau Hoffmann; „wir sind nur besonders für die Frau eingenommen, und zuweilen habe ich befürchtet, er kenne und verstehe ihre Vorzüge nicht so, wie sie in Wirklichkeit vorhanden sind."

Der Fremde, dessen schwächliche Erscheinung wenig bedeutend schien, war dies dennoch geistig, war in künstlerischer Hinsicht tiefer gebildet, als mancher Künstler, dem die Technik zu Gebote stand, voll schöner Begeisterung für jede Leistung, mild in seinem Urtheil. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über Rom und dessen Schätze, Georg kam in ungewöhnliche Lebendigkeit, schilderte mit sprudelnder Geistesfülle seine Lieblingsbilder. Die Frauen lauschten still, hörten sie doch so selten aus dem Munde ihrer Männer von dem, darin diese lebten, und heute lockte der blasse, kränkliche Fremde die geheimen Schätze aus ihren Verstecken. In den Gesellschaften der Künstler ist natürlich mehr denn wo anders von dem die Rede, was einem Jeden nahe liegt; doch arten die Gespräche leicht in Streit aus, Parteien bilden sich für und wider eine aufgestellte Ansicht; heute leitete der fremde Gast das Gespräch über streitige Punkte hin in eine höhere Anschauung.

Man trennte sich ungern am Abend, befriedigt von der kleinen Gesellschaft. Der Fremde drückte Georg herzlich die Hand, dankte ihm für seine offene Hingabe, wie für die genossene Gastfreundschaft und bat, daß er dieselbe noch öfter in Anspruch nehmen dürfe. „Das wird mich sehr freuen", erwiederte Georg, und die Antwort kam von Herzen, ein bestimmtes Vorgefühl gegenseitigen Verständnisses lebte in ihm.

Der Fremde ward bald heimisch bei unseren Freunden, sein feines, krankhaft zartes Gefühl ward durch nichts bei ihnen verletzt. Man konnte ihn oft bei ihnen finden, es beschlich ihn dort ein Heimathsgefühl. „Wunderlich," sagte er einst zu Luise, als er im Lehnstuhl ruhend, mit abgespannten Zügen halb träumend zuschaute, wie sie den Thee bereitete, „daheim hat es mich ungeduldig nach dem Süden getrieben, das Haus ward mir eng, ich glaubte, reisen sei schön und bringe Befriedigung. Nun habe ich auf der Reise bisher nichts gefunden, was mich so wohlthätig berührt hat, als das heimische Behagen Ihrer Häuslichkeit. Warum bin ich denn also ausgezogen, da der Mensch doch nichts anderes findet, wo er auch sein mag, als die Sehnsucht nach der Heimath!" — Er blickte ernst, fast düster vor sich nieder, als Luise äußerte, sie könne sich sein sehnsüchtiges Reisegefühl nicht denken, wenn man glücklich verheirathet sei, wie er, der Fremde, ja auch sei.

„Glücklich," versetzte dieser gedankenvoll, „ja, ich bin glücklich verheirathet, meine Frau liebt mich, und ich — o, wie sehne ich mich täglich, ja stündlich zurück nach dem lieblichen Wesen, und das Kind hier preßt mir oft das Herz zusammen, wenn ich dabei an meinen Knaben zu Hause denke, um dessentwillen meine Mathilde nicht mit mir konnte. Ja, ich bin glücklich; aber können Sie sich denken, wie es ist, wenn zwei Menschen sich angehören und dennoch augenscheinlich verschiedene Wege gehen? Mein Leben geht abwärts, das meiner Frau geht vorwärts; sie sieht noch frohgemut weit hinaus in die Zukunft. Ja, die Zukunft kann ihr noch manches bringen, was wir noch kaum ahnen —, an meinem Leben", flüsterte er halb leise, „sieht das Ziel nahe; ich reiste wohl hinweg, um Gesundheit zu finden; aber ich fühle es sicher, ganz leise naht der Bote, welcher mich abruft. Es ist ein eigenes Ding, wenn man im Ernst an den Tod denkt, liebe junge Frau," fuhr er ernster noch fort, „wenn man versuchen will, ihn anzuschauen, an sein Erscheinen sich zu gewöhnen; er wechselt gar oft die Gestalt, und zuweilen scheint er mir ein schrecklicher Gesell zu sein, selten, daß er mir ein Engel des Friedens dünkt. Möchte er nur zuletzt, wenn er mir an's Herz dringt, nichts Schreckliches mehr haben; ja, mitten im Leben bin ich vom Tode umfangen, ich weiß es!" Hierbei drückte er die Augen fest zu, lehnte sich zurück, und ein leises Zittern zeigte die tiefe Bewegung, welche dies Aussprechen ihm verursachte.

Auch Luise war tief bewegt; noch selten, und nie mit solcher Klarheit waren ihr Sterbensgedanken gekommen, sie versank ebenfalls in Nachdenken, bis Georg kam. Wie? wenn der Tod in ihren kleinen Kreis hineingriffe, wenn er einen von ihnen zurückließe? wenn das Kind stürbe? Sie hatte so wenig an solche Dinge gedacht, und angstvoll blickte sie um sich; gewiß, ja gewiß war das Ende; aber wann? ob in weiter Ferne, ob schon in der Nähe, sie wußte es nicht.

Allerdings rechtfertigte die ganze Erscheinung des Fremden seine Ahnungen; noch mehr als das zerbrechliche Aeußere führte die vorzeitige Entwickelung seines Geistes darauf hin. Wenn auch noch jung und voll lebenswarmen Interesses, war doch die Weisheit des Alters in ihm; die oft schon andringenden Todesmahnungen hatten ihn zeitig zu einer Vollendung gebracht, ihm eine Tiefe des Blickes gegeben, der über die äußere Schönheit hin doch überall die Vergänglichkeit erblickte, der nun strebte das Unvergängliche in Mitte des Wechsels zu erfassen. Fast jünger an Jahren als Georg, stand er ihm wie ein belehrender älterer Freund zur Seite; wenn sie auf den Galerieen umhergingen, wurde so manches bisher Unverständliche ihm klar, und Georgs sprudelndes, aufgeregtes Erfassen in das rechte Gleis gelenkt; es war, als wirke der Freund läuternd und verklärend auf das junge Künstlergemüth. Mit dem Fremden, der nun bald kein Fremder mehr galt, sondern den wir auch bei seinem Namen, Karli, nennen wollen, besuchte Georg alle Römischen Sehenswürdigkeiten; er war stets entzückt von dessen gebildetem Urtheil, sie mochten fremde Werke betrachtet haben, oder wenn Karli vor Georgs Staffelei sitzend, mit mildem, kunstgerechtem Blick dessen Arbeit kritisirte, manch neue Gedanken anregte und den Künstler selbst auf Mängel hinführte, stets wirkte er fördernd und bildend auf seinen Begleiter, dessen Jugendfrische ihm dagegen sehr wohl that. „Ist es nur wahr", rief Georg, als Karli wieder vor dessen Staffelei saß, „daß Sie nicht selbst malen oder malen mögen?"

„Mir fehlt jegliches Talent", entgegnete Karli, „ich gehöre der andern Hälfte von Künstlern an, die nur anschauen, sich an den Werken Anderer erfreuen, und so durch die Freude, welche sie an der Kunst haben, den ausführenden Künstlern durchaus nöthig sind. Was wäret Ihr Maler ohne solche Menschen, die sich an Eueren Schöpfungen freuen, Euere Bilder kaufen, und die künstlerischen Gedanken verstehen, die in Euch sonst unbeachtet sich auslebten. Künstler und Kunstverständige gehören zusammen und müssen Hand in Hand gehen; darum regen Sie meine ungeschickte Hand nicht zu Pfuschereien an, sonst schaue ich in eitler Prätension nicht mehr auf Andere."

„Du solltest doch einmal dem lieben Freunde hier Dein erstes Bild zeigen, welches ich Dir verleidet habe," sagte Luise und trat in das Atelier. „Nun Du bessere Bilder malst, kannst Du es ohne Schaden thun."

„Viel Besseres schaffe ich noch nicht," meinte Georg, „doch soll es zu meiner eigenen Demüthigung gezeigt werden."

Die Jungfrau auf dem Gemälde trug überraschend ähnlich Luisens Züge; dieser Umstand fesselte Karli sogleich und er verlangte den Preis zu wissen.

„Da es als ein verunglückter Versuch angesehen ward, habe ich nie daran gedacht, einen Preis zu bestimmen", entgegnete Georg.

„Nun müssen Sie es dennoch thun," rief Karli, „das Bild muß ich besitzen, als liebes Andenken der Tage in Ihrer Mitte."

Der Handel war geschlossen und Georg drehte seine Frau lustig im Kreis umher, daß nun dies erste Bild verkauft sei, ein gutes Omen für künftige Zeiten.

„Nun können Sie eine Madonna nach ihr schaffen," sprach lächelnd Karli, als er Luisen lange betrachtet, wie sie mit dem Kinde gespielt und sich ganz in dessen Anblick vertieft hatte. —

„Würde es Dir sehr schwer werden, Luise, wenn ich Dich auf einige Zeit verließe?" fragte Georg seine Frau, eben von einer Bildergalerie heimkehrend, wo er wieder mit Karli gewesen, „ich soll unseren Freund nach dem südlichen Italien begleiten."

Wie hatte sich die Scene geändert. Heute wünschte er selbst zu reisen, sonst mußte ihm Luise zureden. Seine Künstlernatur war in vollständiger Aufregung, Entwürfe und Bilder drängten sich in seiner Seele, es freute ihn die Gelegenheit, mit Jemand die herrlichen Gegenden zu durchreisen, durch dessen Auge ihm selbst ein neues Verständniß des Schönen aufgegangen war.

„Jetzt hat Luise den kleinen Georg, und keine Zeit zu trüben Gedanken oder müßigen Träumen," dachte er, reiste fröhlich mit Karli aus, im Geiste schon immer dem voraneilend, was die Gegenwart bot. Georg's Lebensfrische theilte sich selbst in etwas dem schwächeren Freunde mit, der in der milden Luft einen trügenden Schein von Gesundheit in sich fühlte.

„Wenn ich doch nur einmal die Welt mit Malerangen ansehen könnte," rief einst Karli, als sie langsam in einem Kahn auf dem Golf von Neapel dahin schwammen, und Georg's strahlende Augen das Entzücken verkündeten, welches er im Anschauen empfand.

„Ja, wohl ist das schön," entgegnete Georg, „nur müßtest Du nicht jenes brennende, unruhige Sehnen dazu haben, dasjenige, was das Auge erfaßt, wieder zu geben, und die Furcht vor dem nicht können," und dabei seufzte er tief; „man fühlt sich gleichsam innerlich gebunden. Das Bild, welches man schaffen möchte, schwebt dann licht und deutlich vor dem inneren Auge, und sobald es außen Gestalt gewinnt, ist es verschwunden. Ob jemals die großen Meister ein solches Gefühl gekannt haben mögen, wie es mich oft beschleicht, wollen und nicht können?"

„Dies nie mit sich zufrieden sein, bezeichnet eben den wahren Künstler," tröstete Karli; „jedes vollendete Bild ist wie eine abgelegte Haut, die einem nicht mehr gehört, unter welcher sich schon eine neue gebildet hat; es gehört dem Besitzer nicht mehr, so ein neues entsteht. — Weißt Du, was Dir noch fehlt, armer Freund? Das sind die inneren Lebens-Erfahrungen, es ist die Schule der Leiden, die ein Jeder durchmachen muß."

„Mag sein!" erwiederte schnell Georg; „ich kann mich deshalb doch nicht kasteien, um diesen Mangel zu ersetzen, und jetzt, in dieser köstlichen Stunde, wo Alles um mich her nur ein himmlisches Bild zu sein scheint, da rede nicht von Leiden, da muß man des Glückes gedenken!"

Das herrliche Abendlicht, die liebliche Luft, das leise Tönen der anschlagenden Wellen senkte Beide in stille Träumereien; das Gespräch war zu dicht für die Zartheit des Augenblicks. Georg's Gedanken gingen nach Rom; konnte er auch Besseres thun, als Die im Geiste aufsuchen, welche er so innig liebte? Wo der Mensch auch sein mag, wo noch so liebliche Umgebungen ihn fesseln, — ist er allein, so muß er den andern Menschen sich herbeiträumen, der ihm gehört. Und wäre es Alles nur ein Traum des Wachenden, der sich ein zweites Wesen träumt und doch allein ist, — nach Menschen muß er sich sehnen, denn die Natur spricht nur die Sprache, welche er ihr selbst verleiht, kein liebend Wort kann jemals ihr entschlüpfen, und dieses ist mehr, denn alle Schönheit der Natur. Leise zogen Georg's Gedanken, wie sie im Kahne leise dahinschwammen, und mit sanfter Stimme sang sein Freund ein Lied der Sehnsucht in die Ferne.

Wie wenig weiß der Liebende, wenn Raum und Zeit ihn von dem Gegenstande seiner Liebe trennen; wie es demselben ergeht, wie selten fühlt man an sich selbst den entsprechenden Eindruck! —

Eine Empfindung tiefen Friedens lag auf Georg's ganzem Wesen an jenem Abend in Neapel, ein sicheres Bewußtsein seiner Liebe und seines zukünftigen Glückes lag über ihn ausgebreitet; o, er ahnte nicht, wie seine arme Frau in ganz anderer Lage war, daß sie schwere Dinge erlebte, ohne seinen Beistand, ganz allein.

Das Herz voll Sorge, das Auge von Schmerz verdüstert, saß sie in ihrer Wohnung. Das Kind war erkrankt, der Mann in der Ferne, die Freunde ebenfalls abwesend; es wurde sichtlich schlimmer und schlimmer. Nachts darauf hielt die weinende Mutter das sterbende Kind in ihren Armen und lehnte dann lange, lange über der kleinen Leiche, als möge sie nie wieder aufblicken, als wolle sie den Schein des Besitzes festhalten. Wie hatte Georg gedacht, daß er ihr das Leben leicht und süß machen wolle; er hatte gleichsam zwischen ihr und dem Leiden stehen wollen, und nun mußte sie einen harten Kampf allein kämpfen. Dunkel schien ihr Alles, sie konnte nicht denken, und als die Gedanken kamen, da kämpften sie heiß mit den Schrecken des Todes; er wollte keine Engelsgestalt annehmen, sondern dünkte sie ein Räuber, der ihr das Kind geraubt. Sie wußte nicht, wo hatte er ihren Schatz hingetragen, denn vergebens streckte sie ihre Arme aus, vergebens küßte sie des Kindes blasse Züge, kein Leben kehrte zurück, wo war es hin?

Es dauerte lange, ehe nur ein Schimmer Licht in das Dunkel des Schmerzes drang, ehe sie sich ergeben konnte.

Vergebens hatte sich Georg damals auf ein solches Wiedersehen gefreut, als er mit Erich aus Albano zurückkehrte; diesmal war es wieder so, er durfte Luisen ihrer Traurigkeit wegen nicht schelten, — die Schule der Leiden hatte bei ihm begonnen.

Er war im Augenblick des ersten Schreckens sehr erschüttert von dem Tode seines Knaben, aber das kleine Wesen hatte sich noch nicht in sein Herz eingelebt, bald bedrückte es ihn mehr, seine liebe Luise so tief gebeugt von Gram zu sehen, als sein eigenes Schmerzgefühl. Die junge Frau hatte Anderen gar lieblich Trost zusprechen können, mit dem eigenen Leid vermochte sie gar nicht fertig zu werden; man mußte sich fragen, wie es nur sei, daß sie nach des Kindes Verlust eine ganz Andere geworden schien.

Theilnahmlos konnte sie stundenlang sitzen und ihren Gedanken nachhängen, von Thränenspuren zeugten stets die Augen, und nur zu oft fand man sie in Schmerz aufgelöst, das Haupt in den Kissen verborgen, die in des Kindes Bettchen lagen.

Anfangs hatte Georg viel Geduld mit ihrer Trauer, aber er wurde so vielseitig in Anspruch genommen durch Arbeit und Verkehr, daß er dennoch wenig bei ihr sein konnte. Zuweilen versuchte er ihr ernsthaft zuzureden, aber nichts wollte helfen; sie wandte das Gesicht von ihm weg, schüttelte den Kopf und sagte seufzend: „Ich kann nicht anders."

Es war eben nicht der Verlust des Kindes allein, welcher sie ganz veränderte, so gar keine Fassung finden ließ, sondern es war diesem Schmerz ein empfindlicher Stachel beigegeben, der die Heilung hinderte. Sie fühlte ihren Schmerz nicht von Georg getheilt, sie sehnte sich nach seiner Theilnahme; statt dessen wollte er das Geschehene gleichsam vergessen haben, wie er es zu thun versuchte, seinen Geschäften mit Eifer nachging, sich in Gesellschaft der Freunde zerstreute. Sie fühlte sich vereinsamt neben ihm, und davon ward ihr das Herz krank; sie verschanzte sich hinter dem Leidtragen um das Kind, es sollte ja Niemand ahnen, was sie noch tiefer schmerzte. Wie war es damals bei Hoffmanns so anders gewesen, und deshalb that ihr sogar der Trost dieser Freunde nicht gut; sie wollte nicht vergleichen und that es dennoch fortwährend. —

„Wollen Sie mir morgen die Freude machen und mit nach Tivoli fahren", fragte Karli die trauernde Frau, als er sie wieder fand, still am Fenster sitzend, die Hände im Schooße ruhend mit der Arbeit; sie blickte den Eingetretenen mit ihren trüben Augen ernst an und sagte: „Nein, das kann ich nicht! Ich kann nicht aus dem Hause gehen, nicht einmal Georg zu Liebe, der täglich zum Spazierengehen auffordert; ich bin so sehr müde. Aber Georg wird Sie sicher gern begleiten. Ueberdies", setzte sie trübe lächelnd hinzu, „bin ich jetzt ein traurige Gesellschaft."

„Ich reise aber so bald ab," entgegnete Karli, „und ich bitte Sie um unserer Freundschaft willen. Hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie so schwer zu überreden seien, Jemand eine Freude zu machen."

„Mir ist auch so bang vor solcher Fahrt," lenkte Luise ein, „ich bin nun etwas ruhiger geworden, es dünkt mich nicht mehr so grauenvoll einsam hier; wenn ich aber weggegangen bin und dann heimkomme, ach! dann fängt alles Weh von Neu